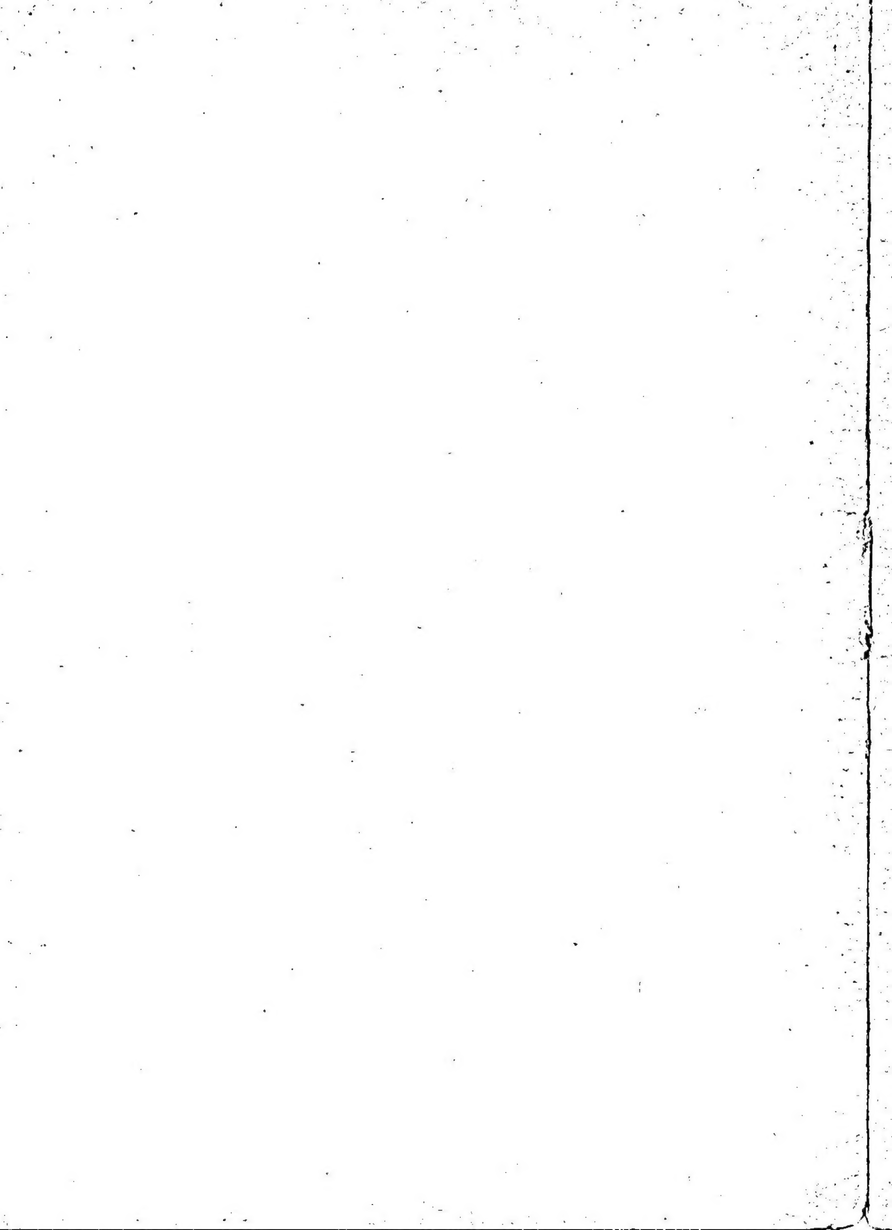
BLAULICHT

172

Linda Tessmer ★★★★★★★

Iltisfang 19





Blaulicht 172

Linda Teßmer
Iltisfang 19

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

1. Auflage

Lizenz.Nr.: 409-160/96/76 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Peter Nitzsche
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 273 3
DDR 0,25 M

In Sonnenlicht und Schwüle hantierte eine Gruppe Kriminalisten im Gewächshaus zwischen seltenen tropischen Pflanzen, die ein Orchideen-Liebhaber hier liebevoll zusammengetragen hatte. Sie fotografierten und skizzierten, suchten nach Fingerabdrücken oder anderen identifizierenden Merkmalen und entfernten sorgfältig die komplizierten Apparaturen, mit denen alle Wärme- und Feuchtigkeitswerte automatisch registriert wurden, verpackten sie in Spezialbehälter und füllten die Begleitpapiere für das KI aus.

„Sie werden allerdings ein paar Tage auf die Ergebnisse warten müssen", sagte einer der Kriminalisten zu den beiden Offizieren.

Hauptmann Dose und Oberleutnant Schäfer sahen den auf dem Boden liegenden Körper, das blutüberströmte Gesicht, Merkmal einer Schädelzertrümmerung. Dose fragte: „Ist er...?"

Doktor Schubert, der knieend die Verletzungen untersuchte, blickte auf, nickte und erklärte, daß diese etwa fünf Zentimeter klaffende Wunde zum sofortigen Tod geführt haben mußte. Er wies auf die Eisenstange, die auf dem Boden lag und große schwarze Flecken hatte, und sagte: „Wahrscheinlich das Blut des Opfers."

Dose und Schäfer sahen auch umgestürzte Holzkübel, zerbrochene Blumentöpfe und umgeworfene Pflanzenkästen und meinten, daß hier ein Kampf stattgefunden haben mußte — es war tatsächlich in unmittelbarer Nähe des Toten kaum etwas heil geblieben. Dose fragte nach der Tötungszeit, aber darüber wollte sich der Arzt vorläufig nicht äußern. Nicht einmal ungefähr könnte er das sagen, weil durch die große Wärme im elektrisch geheizten Gewächshaus der Eintritt der Leichenstarre hinausgezögert worden war. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Auch den beiden Kriminalisten machte die feuchte Wärme zu schaffen; besonders Dose, der mit dem Kreislauf zu tun hatte, litt darunter und sehnte sich nach frischer Luft. Draußen war es weit kühler, zwischen Winter und Frühling, so auf der Schwelle, wie es eben im März üblich ist.

Der schnelle Temperaturwechsel setzte ihm zu. Aber was soll's? Zähne zusammenbeißen und durchhalten. Er bewunderte insgeheim den Genossen Schäfer, dem das wohl gar nichts ausmachte, und beneidete ihn auch ein wenig um seine Jugend. Schäfer war mit seinen knapp achtundzwanzig Jahren schon ein tüchtiger und erfolgreicher Kriminalist, und Dose schätzte auch seine Kollegialität.
Oberleutnant Schäfer sprach mit den Genossen der Technik und notierte, was sie sagten. Die Fakten versprachen wenig. Der tote Herbert Mekelnburg hatte allein gelebt — ohne Familie, ohne Verwandte, ohne irgendwen, der zu ihm gehörte. Er war in seinem Gewächshaus ermordet worden, wo er die meisten Stunden seiner Tage verbrachte, wohin er sich zurückgezogen hatte zu seinem Hobby, den Orchideen. Am Vormittag davor hatte er seiner Nachbarin über den Zaun zugerufen, sie solle ihm Tabak aus der Stadt mitbringen. Die Nachbarin war demzufolge wohl auch die letzte Person, die ihn — außer dem Mörder natürlich — lebend gesehen hatte.
Frau Niederlein war erleichtert, daß es jemanden gab, dem sie noch mehr von dem Alten erzählen konnte. Sie beteuerte, daß sie das Gewächshaus nie betreten hatte, weder heute noch gestern noch sonstwann, weil er dann sehr böse werden konnte, der „arme alte Mann". Sie begann zu schluchzen, wohl aus Pietät, die sie dem Verstorbenen schuldig war. Aber die Kriminalisten merkten, es klang unecht, sie waren Heucheleien gewohnt. Sie ließen Frau Niederlein lang und breit erzählen und erfuhren so auch von der Liebesaffäre, die vor zwei Jahren Stadtgespräch in Felden war, von der großen Liebe zwischen dem sechzigjährigen Herbert Mekelnburg und der fast zwanzig Jahre jüngeren Monika Vierling. Das Verhältnis war vor zwei Jahren in die Brüche gegangen, wohl in dem Moment, als Monika Vierlings Mann dahintergekommen war und seine Frau vor die Alternative gestellt hatte: er oder ich. Seitdem war Monika Vierling hier nicht mehr gesehen worden, bis gestern. Ja, gestern wäre sie plötzlich aufgetaucht, in aller Herrgottsfrühe war sie gekommen...
Frau Niederlein hatte sie zufällig gesehen, weil sie gerade Fenster geputzt hatte. Durch „puren Zufall" hatte sie dann die lauten Stimmen von Monika Vierling und Mekelnburg vernommen, wie er die Frau angeschrien hatte, daß ihn das alles kaltließe, er sei weder eine Kreditanstalt noch ein Wohlfahrts-

institut. Es sei ihm scheißegal, woher sie das Geld nähme, er verlange — und das sei sein gutes Recht — die Zwanzigtausend bar auf den Tisch.
Heute morgen dann, fast um die gleiche Zeit wie gestern, als der laute Wortwechsel war, hatte ihn die Postfrau tot im Gewächshaus gefunden... Frau Niederlein wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Augen und meinte, daß es manchen gäbe, der dem Geizkragen ein solches Ende gönnen würde. Sie sagte wörtlich: „Nee, wissen Sie, Herr Hauptmann, er war wirklich ein so knickriger, griesgrämiger Kerl, ein richtiger Pfennigfuchser! Und wie der einmal seine Frau behandelt hat! So gemein! Dabei war sie 'ne fabelhafte Frau, und er hat sie einfach fortgejagt wie'n Hund, den man los sein will, und überhaupt..." Dennoch empfand sie, wie sie sagte, Mitleid mit dem alten Mann. Er hatte nach der Scheidung abseits von allen gelebt und einen Wall zwischen sich und der Welt errichtet. Sie glaubte, daß er kaum Freunde hatte, weil er auf seinem Geld gesessen und niemandem geholfen hätte, auch dann nicht, wenn schon ein Hunderter aus der Klemme geholfen hätte. Viele würden also sicherlich Grund zur Wut haben, und seine größten Widersacher — ihre Blicke wanderten dabei zur Vulkanisier-Werkstatt hinüber, und die Knie drohten ihr wohl weich zu werden bei dieser Verdächtigung —, seine größten Gegner also hockten da drüben in der Werkstatt.
„Warum Gegner?" fragte Schäfer.
„Na, die Werkstatt hat ursprünglich ihm gehört, ehe dann die Genossenschaft kam. In der PGH hat er nichts mehr zu sagen gehabt, und wenn er mal den Mund aufgemacht hat, haben sie ihm gleich Zunder gegeben, und nachher ist er dann auch gegangen, mit Krach natürlich — da war was los hier! Mein lieber Mann..." Die Erinnerung daran brachte sie irgendwie in Harnisch. „Wissen Sie, ich hatte manchmal das Gefühl, daß es Mekelnburg direkt Freude gemacht hat, die Leute auf die Palme zu bringen. Ich habe im Laufe der Jahre manches erlebt, aber was *der* alles angestellt hat! Eine Schande! Der ist wie ein Panzer über die Gefühle der anderen hinweggerollt. Soll ich Ihnen mal erzählen, wieviel Frauen der...? Lieber nicht, sonst rücken Sie aus. Mein Seliger sagte immer: Gott schütze uns vor solchen Typen."
„Aber den Tabak, den haben Sie ihm trotzdem mitgebracht", sagte Dose.

„Na ja, das macht man eben... Wenn man so dicht nebeneinander wohnt... Man kann ja nicht ewig sauer sein. Außerdem — was geht's mich an? Man hat nur gesehen und gehört. Und vergessen? Manche können's. Ich nicht."
Da mußte sich allerhand Groll angestaut haben. Denn Frau Niederlein gab sich keine Mühe, etwas Positives über Mekelnburg zu sagen. Die Kriminalisten hatten den Eindruck, daß sie die Gelegenheit wahrnahm, um ihrem Ärger Luft zu machen. Und dennoch schien sie eine Frau mit Herz zu sein, die offenbar nachbarliche Beziehungen gelten ließ und auch mal Tabak besorgt hatte.
„Daß er mal so endet", sagte Frau Niederlein leise, „mich wundert es nicht." Und sie versicherte wiederum, daß kein Mensch das Gewächshaus betreten durfte und es ihres Wissens auch nicht betreten hatte, nie, auch gestern nicht und heute nicht. Sie hatte auch nie irgend jemanden gesehen, außer der Postfrau natürlich, die das Zeitungsgeld kassieren wollte.
Die Kriminalisten standen zwei Minuten später wieder vor dem Haus „Iltisfang 19", dem roten Backsteinhaus mit spitzem Dach und grünen Fensterläden — Herbert Mekelnburgs Haus.
„Vulkanisier-Werkstatt" stand auf einem weißen Holzschild, das über der breiten Einfahrt zum Hof hing. Sie gingen über den Plattenweg an der Giebelseite des Hauses, der sowohl zum Gewächshaus als auch zur Werkstatt führte und vor einer mannshohen Hecke endete, die mit bizarren Verästelungen zwischen Werkstatt und Orchideenhaus lag. Auf der Werkstattseite wucherte sie bis zu einer schmutziggrauen Wellblechbaracke, der Werkstatt, hin, auf der anderen hingegen war sie sauber, kurz gehalten und gepflegt, hier war jemand mit Lust und Liebe ans Werk gegangen. Die Längsseite beider Bauten lief parallel zu der Hecke, die auch ohne Laub so dicht war, daß das Gewächshaus von der Werkstatt aus nicht einzusehen war.
Die Kriminalisten gingen an einem Sortiment von Gummireifen und -schläuchen vorbei. Ölkanister waren über einen Holunderstrauch gestülpt, auf dem auch Putzlappen zum Trocknen hingen. Aus der Werkstatt waren Stimmen, lautes Hämmern und das Sirren einer Bohrmaschine zu hören. Als sie eintraten, rochen sie Benzin, Öl und Gummi. Drei Männer in blauen Arbeitsmänteln hantierten an einem Werktisch. Keiner unterbrach die Arbeit, sie feilten und bohrten weiter, auch noch, als die Kriminalisten ihnen die ersten Fragen stellten. Keiner

zeigte eine Reaktion, wenigstens nicht in dem erwarteten Maße. Niemand war nervös, jeder reagierte mit kühler Zurückhaltung. Alle sagten ungefähr das gleiche aus. Nein, niemand hätte jemanden zu Mekelnburg gehen sehen. Aber sie machten auch darauf aufmerksam, daß ihre Kunden hier den ganzen Tag kommen und gehen und sich auf dem Gelände frei bewegen können und daß außerdem ja für niemanden Anlaß zu besonderer Wachsamkeit bestünde.
Nach diesen wenig ergiebigen Auskünften wandten sich die Kriminalisten an Hete Kliemann, die an einem Schreibtisch saß und in dieser Umgebung zu elegant wirkte. Sie war silberblond, hatte knallrot geschminkte Lippen und unterstrich ihre Figur durch enganliegende Kleidung. Über zehn Jahre hatte sie diesen Schreibtischsessel sprichwörtlich in Besitz und wußte über Mekelnburgs Leben Bescheid wie eine nahe Verwandte. Natürlich wußte sie auch von seiner unglücklichen Liebe zu Monika Vierling, und ihre Auskünfte strotzten von abfälligen Bemerkungen über dieses Verhältnis.
Das ist mehr als Freude an Klatsch und Tratsch, als Geltungsbedürfnis und Wichtigtuerei, dachte Dose und fragte sich, ob sie nicht vielleicht auch gern was mit Mekelnburg zu tun gehabt hätte. Aber natürlich sprach er das nicht aus, vielleicht später einmal, wenn es dafür einen Anhaltspunkt gab. Außerdem wollte er auf keinen Fall riskieren, eine gutinformierte Zeugin vor den Kopf zu stoßen.
Auch die Mechaniker waren in der Einzelbefragung gar nicht gut auf ihren ehemaligen Chef zu sprechen. Mit häufigem „Nichts für ungut, aber..." gaben sie sich teilnahmslos und unberührt — mit demselben Tonfall hätten sie den Wetterbericht aus der Zeitung vorlesen können. Mekelnburg wußte immer alles besser und konnte alles besser und machte alles besser und spielte ständig seine Überlegenheit aus, seine geistige und körperliche, insbesondere aber seine finanzielle — Kunststück, wenn man so krumme Geschäfte machte! Er ließ es sie fühlen, daß er hier Herr im Hause war, der Einmalige, der Große, der Alleskönner. Sein diktatorisches Verhalten machte so viel böses Blut, daß die Kollegen froh waren, als er endlich gehen mußte, Hals über Kopf, von einer Stunde zur anderen. Er wurde nicht nur seinen Posten als Meister los, sondern hatte auch keine Gelegenheit mehr, krumme Geschäfte zu machen. Kurze Zeit danach wurde Mekelnburg auf Grund eines Nieren-

leidens vorzeitig Rentner und zog sich gleichzeitig gekränkt und verbittert von allen Bekannten zurück. Er war — wie sich einer der drei ausdrückte — in die Isolation geflüchtet, in die Einsamkeit, und war nicht mehr in die Werkstatt gekommen.
„Warum wurde ihm gekündigt?" erkundigte sich Dose.
„Benzinschiebungen", sagte einer der Männer. Das war alles, was sie wußten, und sie sagten darüber hinaus kein Wort, kein Wort des Mitleids oder der Bestürzung. Im Gegenteil, die Kriminalisten konnten sich dem Eindruck nicht entziehen, daß in allen Worten eine Spur von Ironie, von Genugtuung und Befriedigung lag. Dose wurde das Gefühl nicht los, daß diese Leute sogar irgendwie erleichtert waren. Schäfer schien den gleichen Eindruck zu haben. Aber es kam hier weder auf Trauer noch Abneigung oder Sympathie an. Das war nichts weiter als Emotion, angestauter Ärger oder Groll und wohl kaum ein Motiv, jemanden umzubringen — es sei denn, daß es noch etwas anderes gab. Im Gewächshaus aber war ein Mensch erschlagen worden, und der Täter lief ungestraft herum.
Um eine Spur freundlicher verlief das Gespräch mit dem Werkstattleiter, Joachim Wischowski, der in einem winzigen Nebenraum, der so klein war, daß man Beklemmungen bekam, an einem Stück Metall hämmerte. „Ich weiß nicht, ich fand ihn ganz nett", sagte er und schaute betroffen drein.
„Tatsächlich?"
„Ja, sehr sogar."
Dose hakte sofort ein. „Warum?"
„Warum, warum? — Er war... Ja, wie soll ich das sagen...?"
„Waren Sie ihm verpflichtet?"
„Verpflichtet?" Wischowski, lang, hager, mit dunkler Mähne und dunklem Bart, war wohl verwundert über diese Frage und schüttelte den Kopf. „Nein. Ist das notwendig, um jemanden nett zu finden?"
„Im Gegenteil! Es freut mich, das zu hören. Allerdings: Sie sind der erste, der ihn mochte."
„Ich habe seinen Wagen gepflegt."
„Auch gefahren?"
„Er hat's erlaubt, weil er froh war, daß er jemand hatte, der ihn in Ordnung hielt und kein Geld dafür haben wollte."
„War er so arm?"
„Na ja, ehrlich gesagt, er hatte es eigentlich nicht nötig, auf die Mark zu gucken..."

„Er hatte demnach also Geld... Woher?"
„Was weiß ich. Mir hat er nichts erzählt. Aber was Geld ist, wußte der — Mann-o-Mann..."
„Mehr können Sie uns über ihn nicht sagen? Etwa einen plausiblen Grund, warum man ihn nicht mochte."
„Er hatte Schwierigkeiten, konnte einfach nicht mit Menschen umgehen. War zu herrisch, so hab' ich mir immer die Krautjunker vorgestellt. Aber sonst wirklich kein Kind von Traurigkeit. Und Frauen hatte er, Frauen... Jedes Jahr 'ne andere, bis er dann an der Vierling hängenblieb. Die bekam alles, was sie wollte, und noch mehr dazu."
„Und Frau Vierling?"
„Die machte sich keine Sorgen: Sie hatte ja Mann und Kind. Ihr eigentliches Ziel war wohl das Haus am Weinberg, und Mekelnburg kaufte es ihr ja dann auch."
„Und seine Frau? Frau Mekelnburg?"
„War ein Seelchen, eine, die nicht mit der Faust auf 'n Tisch haut. Sie war so etwas wie 'n besseres Aschenbrödel, hatte weiß Gott kein Zuckerlecken."
„Das soll also heißen, daß sie von ihrem Mann in gewisser Hinsicht ausgenutzt wurde?"
„So in etwa, ja..."
Zehn Minuten später brachten die Kriminalisten ihren Wagen vor dem Haus am Weinberg zum Stehen, einem weiß verputzten Bau, der flach und breit war und durch eine überhängende Weide eine romantische Note erhielt — sogar zu dieser Jahreszeit. Dose und Schäfer konnten sich, als sie das schmucke Häuschen sahen, nur schwer vorstellen, daß der angeblich so knauserige Mekelnburg ein solches Objekt verschenkt hatte, und sie waren auf die Frau neugierig, die es verstanden hatte, ihm so viel Geld aus der Tasche zu locken. Aber sie klingelten vergeblich. Monika Vierling war nicht daheim. Niemand war da, es schien wenigstens so, denn im Hause rührte sich nichts. Die Kriminalisten warteten einige Minuten, klingelten wiederholt und lauschten. Es tat sich nichts. Nachbarn gab es nicht, die sie hätten fragen können, die nächsten Häuser lagen etwa zweihundert Meter entfernt im Tal. Man mußte sofort feststellen lassen, wo sich Monika Vierling aufhielt.

Nach dem Mittagessen berieten sie im Dienstzimmer des Hauptmanns, das durch den Schein der Märzsonne etwas von

seiner Nüchternheit verlor und trotz des spärlichen Büroinventars — Schreibtisch, drei Stühle, Akten- und Kleiderschrank — noch irgendwie gemütlich wirkte. Hauptmann Dose genoß sein Pfeifchen und Oberleutnant Schäfer, der Nichtraucher, eine Tasse Kaffee.
Rauchen, Kaffee trinken, kombinieren, erwägen, wie kommen wir weiter.
In drei Jahren Zusammenarbeit waren sie sich trotz der zwanzig Jahre, um die Dose älter war, sehr nahegekommen. Sie schätzten und respektierten sich und übersahen die kleinen Schwächen, die jeder Mensch hat, weil sie wußten, wie sehr sie sich aufeinander verlassen konnten. Dose mochte die frische, spontane Art des anderen und bewunderte, wie er die Probleme anging und entwirrte. Schäfer wiederum würde für Dose durchs Feuer gehen. Denn Dose war ein stiller, zuverlässiger Kollege, Ratgeber und Freund, im Einsatz stets sachlich und kaum aus der Ruhe zu bringen. Er liebte Bücher, Romane, Biographien, Reiseberichte, eine Liebhaberei, die dem so nüchtern wirkenden, fast asketisch schlanken Kriminalisten von keinem zugetraut wurde.
Der unverheiratete, blonde, ein wenig zur Körperfülle neigende, auch bei härtester dienstlicher Anforderung immer gutgelaunte Schäfer wurde ab und zu von Inge Dose, der lebhaften Frau des Hauptmanns, zum Abendessen eingeladen. Für die Gastfreundschaft revanchierte sich Schäfer, indem er ein gutes Buch mitbrachte oder Eintrittskarten für ein Fußballspiel, denn er sowie Dose waren begeisterte Zuschauer. Und beide fühlten sich wohl dabei.
Schäfer hatte bisher noch keinen Mordfall zu bearbeiten gehabt. Sie bemühten sich jetzt, den berühmten roten Faden zu finden, suchten das Motiv, das noch undurchsichtig war, trotz Habsucht, Liebe und Haß. Lag's an der geschäftlichen „Tüchtigkeit" dieses Mekelnburgs oder an seiner Unredlichkeit: Wie konnte er so viel Geld auf die hohe Kante legen? Immerhin, sie hatten seine Geschäftsunterlagen gefunden: Er hatte zwei Häuser gekauft, sein eigenes und das der Monika Vierling, den Wagen... Die Orchideensammlung allein barg ein kleines Vermögen. Sein Kontostand: dreißigtausend Mark. Ein Geschäftsmann also, ein kleiner zwar, aber sicherlich für viele Bürger provozierend und ein ständiges Ärgernis. Für ihn aber war Geld wohl die Achse gewesen, um die sich die Speichen

seines Lebensrades drehten. Hinzu kam, daß er egoistisch gewesen sein soll, geizig, diktatorisch und unkollegial — kein Wunder, wenn ihn sich einige Leute gern mal vorgeknöpft hätten.
So war auch der Bericht zu verstehen, den Kriminalmeister Kubisch gegen 14 Uhr brachte. Er blieb auf eine Zigarettenlänge und sprach von seinen Ermittlungen in Mekelnburgs Wohnbereich; er war hungrig und durchgefroren und schimpfte auf die schlechte Busverbindung. Schäfer bot ihm etwas Heißes zu trinken an. „Sie dürfen wählen: entweder Kaffee oder Kaffee oder auch Kaffee." Und Kubisch schmunzelte und trank genießerisch, ehe er dann, noch einmal zusammenfassend, erklärte, daß die Nachbarn des Herbert Mekelnburg dem Verstorbenen keine Träne nachweinten. Niemand hätte Trauer gezeigt oder wäre bereit, für seine Seele zu beten. Einer hatte sogar behauptet, das wäre ein Ereignis, eine Feier zu veranstalten; ein Mann, den er in der Kneipe an der Ecke getroffen hatte, der Vierling hieß und gemeint hatte, man könne so etwas gar nicht genug feiern. Er war zwar betrunken gewesen, hatte allerhand Blödsinn erzählt und bei jedem Schluck „Salute" gesagt. Dieses Schwein Mekelnburg hätte ihn mal reingelegt, auch wenn das schon ein paar Jahre her wäre, würde er's ihm nie vergessen. Allerdings, womit er reingelegt worden war, hatte er nicht gesagt.
Kriminalmeister Kubisch erhielt einen neuen Auftrag. Er sollte noch einmal die Werkstattmechaniker über ihre Beziehungen zu Mekelnburg befragen. Danach wurde wieder überlegt, kombiniert, diskutiert. Weder auf der Tatwaffe, der Eisenstange, noch sonstwo hatten die Kollegen von der Technik Fingerabdrücke des Täters gefunden, er mußte also Handschuhe getragen oder die Stange nach der Tat abgewischt haben und hatte auch alle anderen möglichen verräterischen Spuren beseitigt. Die Frage, wie der Mörder unbemerkt ins Gewächshaus gelangen konnte, erhielt eine andere Variante: Ob etwa ein Kunde der Vulkanisier-Werkstatt eine günstige Gelegenheit benutzt hatte? Als größtes Handikap aber erwies sich die Tatsache, daß es keinen Anhaltspunkt für die Tatzeit gab. Auch Doktor Schuberts Prognose hatte sich bei der Obduktion leider bestätigt: Durch die hohe Gewächshaustemperatur war die Tatzeit nur grob einzuengen. Die Experten schätzten, daß er zwischen 10 Uhr des Vortages und 10 Uhr, dem Zeitpunkt, als

er gefunden wurde, ums Leben gekommen war — vierundzwanzig Stunden also, für die es herauszufinden galt, wer das Gewächshaus betreten hatte. Hier aber lag das Problem. — Vier Angestellte der Werkstatt hatten nach ihren Angaben die Werkstatt gestern nachmittag gegen 17 Uhr gemeinsam verlassen, während Joachim Wischowski, der Leiter, etwas länger geblieben war. Wischowski hatte ein möbliertes Zimmer in Nummer 27 derselben Straße bei einer Lehrerwitwe. Wischowski wohnte also in Melkenburgs Nähe, und er hatte ihm den Wagen geputzt und vielleicht auch noch andere Gefälligkeiten erwiesen, und selbst wenn er aus irgendeinem Grund mit ihm in Streit geraten wäre, konnte das jemals so gravierend gewesen sein, daß er...? Nein, dafür war er nicht der Typ. Aber immerhin, jeder sagte: Niemand mochte Herbert Mekelnburg. Nur — wer haßte ihn so sehr, daß er ihn umgebracht hatte? Dose mußte passen, er traute es von den bis jetzt vernommenen Personen niemandem zu, aber er wußte auch, daß niemandem der Charakter von der Nasenspitze abzulesen war; man mußte alle im Auge behalten.
Ganz wichtig schien die Information zu sein, die Genosse Brix brachte und Monika Vierling betraf, die mit Mann und Tochter in dem Haus am Weinberg lebte und als Halbtagskraft in einer Drogerie arbeitete. Der Genosse sagte: „Wenn ihr Ruf auch nur annähernd stimmt, muß sie eine von der anständigen Sorte sein." Wie aber war diese Auskunft mit der Tatsache in Einklang zu bringen, daß sie Mekelnburgs Geliebte, oder wie immer man es nennen wollte, gewesen war? Dose hatte nach dieser Auskunft keine Ruhe mehr, zog seinen Mantel an und setzte den Hut auf und war schon an der Tür, ehe Schäfer ihn noch bremsen konnte.
„Ich muß wissen, was mit Monika Vierling los ist, warum sie Mekelnburg gestern besuchte, was sie von ihm wollte oder ob vielleicht er was von ihr wollte."
„Soll ich mitkommen?"
„Nein. Ich möchte, daß Sie sich um Frau Mekelnburg kümmern."

In der hochmodernen Küche mit Kühltruhe und Neonlampe standen sie sich gegenüber: eine Frau, der man Unruhe und Nervosität anmerkte, auch wenn sie so tat, als ob es nichts Wichtigeres gäbe, als gerade jetzt die Wandfliesen zu polieren,

und der Hauptmann, der sie beobachtete und auf ein Wort von ihr wartete. Aber die Frau wollte nicht sprechen, war nicht bereit, Rede und Antwort zu stehen, und tat so, als könne sie sich an nichts erinnern. Sie stammelte: „Weiß nicht... möglich... vielleicht... kann sein“, ausweichend, abweisend und ratlos, und war unfähig, ihn dabei anzusehen.
Dose wartete geduldig, während er sie aufmerksam ansah, hatte Vermutungen und verwarf sie. Das also ist die Frau, die einmal von dem Toten geliebt worden war, aber hatte auch er ihr etwas bedeutet, hatte sie ihn geliebt? Wenn sie jetzt auch meinte, sich nicht mehr genau erinnern zu können, so etwas kommt doch nicht von ungefähr und schon gar nicht, wenn ein Mann zwanzig Jahre älter ist. Da muß Gefühl im Spiel gewesen sein, ein flüchtiges vielleicht, ein oberflächliches... Auch wenn's nur reine Spekulationen auf sein Geld und seine Geschenke waren, man kann nach zwei Jahren nicht alles vergessen haben. Oder fühlte sie gar keine Notwendigkeit für eine Erklärung? So wiederholte er geduldig: „Herbert Mekelnburg ist ermordet worden.“
Ihre schmalen Schultern waren nach vorn gezogen, sie versuchte vergeblich ein Zittern zu verbergen. „Ist er wirklich tot?“
„Ja, er ist tot.“
„Und warum kommen Sie zu mir?“
„Sie waren gestern früh bei ihm?“
„Ja — und?“
„Was wollten Sie von ihm?“
„Ganz unwichtig, das hat damit wirklich nichts zu tun.“
„Gibt's nicht einen einzigen Grund?“
„Hab' ich nicht. Absolut nicht. Brauch' ich auch nicht.“
Dose hatte das Gefühl, daß er gleich die Geduld verlieren würde, zwang sich aber, sie nicht zu drängen, weil er so etwas wie Angst in ihren Augen sah, Angst, aber auch Scham. Schließlich schien dann doch ihre Ehrlichkeit zu siegen und vielleicht wohl auch die Einsicht, daß sie eine Erklärung abgeben mußte, um den Kriminalisten loszuwerden. Dose merkte, wie schwer es ihr fiel, sich von der großen Verlegenheit zu befreien. Sie begann zögernd, ihr damaliges Verhalten verständlich zu machen, und Dose spürte, wie peinlich ihr das alles war.
„Ich weiß, ich habe mal einen großen Fehler gemacht, aber es hat keinen Sinn, sich darüber moralisch zu entrüsten.“

„Das heißt also..."
„Die Hereingelegte bin ich, und wenn Sie denken..."
„Ich bitte Sie, reden Sie doch endlich ohne Umschweife."
„Wenn bloß mein Mann nichts erfährt."
„Von uns erfährt er kein Wort, das verspreche ich Ihnen."
„Der hat damals schon rot gesehen und wollte dem Mekelnburg gegenüber handgreiflich werden. Da hab' ich lieber Schluß gemacht."
„Und gestern?"
„Mein Mann sagte, wenn ich noch mal hingeh', passiert was."
„Und trotzdem gingen Sie hin. Warum?"
„Es ging um das Haus."
„Wollte er es wiederhaben?"
„Geld wollte er haben. Er hat es mir ja nicht geschenkt. Es war nur ein Kredit ohne Zinsen."
„Und jetzt...? Wieviel?"
„Zwanzigtausend wollte er haben. Von heut auf morgen."
Deshalb also ging sie zu Mekelnburg, deshalb gab's den Streit, den Frau Niederlein gehört hatte. Deshalb auch ihre Erleichterung über seinen Tod, aber gepaart mit Angst, schrecklicher Angst, daß man sie damit in Verbindung bringen könnte. Sie erschrak, als sich das Geräusch eines Traktors näherte.
„Mein Mann", sagte sie und lief zum Fenster, schob die Gardine beiseite und sah hinaus. „Er reagiert immer gleich so heftig."
Und Dose fragte, ob er von ihrem gestrigen Besuch wüßte.
„Nein. Wie soll ich ihm das *jetzt* noch plausibel machen? Er würde es nicht verstehen, weil ich ihm damals gesagt hab', daß..."
„Was?"
„Ich sagte ihm, das Haus sei ein Geschenk. Alle glauben es. Ich glaubte es ja damals selbst..."
„Wenn ich Sie richtig verstanden habe, ließ auch Mekelnburg Sie zwei Jahre in dem Glauben, ehe er sich ganz plötzlich meldete und von Ihnen den gesamten Betrag verlangte, und zwar umgehend. Sie gingen daraufhin zu ihm und baten um eine Frist, denn daß Sie es zurückzahlen mußten, war Ihnen klar. War es so? Oder nicht?"
„Ja, aber er war hart wie Granit."
„Und Ihr Mann ist wirklich ahnungslos?"
„Ich hab' ihm nichts gesagt. Sie wissen ja, warum..."

Etwa um dieselbe Zeit stand Oberleutnant Schäfer einer anderen Frau gegenüber, Stella Mekelnburg. Im Haus Iltisfang 19 waren die Gardinen am linken Fenster zur Seite gezogen gewesen, die Haustür hatte offengestanden, und Schäfer war sich klar, daß Mekelnburgs geschiedene Frau in der Wohnung sein würde, wer sonst hätte ein Recht, dieses Haus zu betreten? Er hatte sie dann wirklich angetroffen, in einem Schreibtisch kramend, und tatsächlich „Herzliches Beileid" gesagt. Und er war erstaunt, daß sie ihn gar nicht ansah; sie war mit ihren Gedanken weit weg. Er merkte, daß sie keine Trauer heuchelte, wozu sie auch, weiß Gott, keinen Grund hatte. Sie war weder ängstlich noch nervös und gab deutlich zu verstehen, daß sie nur den Nachlaß ordnen und die Papiere sichten würde. Sogar als Schäfer sie darauf aufmerksam machte, daß sie hier nichts anrühren dürfe, nahm sie es ohne Wimpernzucken hin, weder traurig noch bekümmert, ein wenig verbittert vielleicht. Sie tat gleichgültig und gelangweilt. Ohne sich um Schäfers prüfende Blicke zu kümmern, reagierte sie auf seine Fragen nur mit noch mehr Aktivität. Briefe, Notizen, Rechnungen, alte Fotos, Zeitungsausschnitte, alles mögliche kramte sie heraus, und Schäfer wußte nicht, was sie so intensiv suchte...
Dose und er hatten heute vormittag ja schon alles durchgesehen und nichts Verdächtiges gefunden, aber es gab für die frühere Ehefrau sicherlich noch einiges, was interessant und wichtig sein mochte.
„Wo hat er das Ding bloß gelassen?" Sie sagte das in einem Ton, der keinen Zweifel daran ließ, daß sie etwas anderes als Geld suchte. Oberleutnant Schäfer versuchte ihr klarzumachen, wie wichtig ihre Auskünfte für die weitere Ermittlung waren. Doch Stella Mekelnburg wollte wohl nichts Schlechtes über den Toten sagen, und etwas Gutes fiel ihr wahrscheinlich nicht ein. Ihr faltig-graues Gesicht verriet, wie sehr sie unter der schmählichen Behandlung ihres geschiedenen Mannes gelitten haben mußte. Selbst Jahre nach der Scheidung kam sie sich wohl immer noch verraten, abserviert und abgeschoben vor. In Schäfer keimte so etwas wie Mitleid. Stella Mekelnburg hätte dem Alter nach seine Mutter sein können.
„Was suchen Sie eigentlich?"
Erst nach einer Pause antwortete sie: „Den Kfz-Brief, wenn Sie nichts dagegen haben."
„Kfz-Brief?"

„Ja, wirklich." Frau Mekelnburg machte ihm klar, wie merkwürdig es war, daß sie den Kfz-Brief nicht finden konnte, und suchte weiter in Wandschrank und Anrichte, aber ergebnislos. Sie schimpfte auf die Unordnung, die überall war, und vor Aufregung wurden ihre Bewegungen immer fahriger. „Schließlich gehört er mir, der Wagen."
„Wenn Sie das sagen."
„Ich krieg' noch viertausend Mark von ihm."
„Viertausend Mark!"
„Die hab' ich mir zusammengespart, als ich noch bei Fleischer Eggert war. Hab' schwer dafür gearbeitet."
„Sicherlich haben Sie Belege."
„Eben nicht. Welche Frau läßt sich denn von ihrem Mann 'ne Quittung ausstellen, wenn sie ihm Geld leiht. Sind ja nicht alle so, daß sie's einfach vergessen."
„Haben Sie das denn bei der Scheidung nicht angegeben?"
„Klar hab' ich, aber der war so gemein und hat alles abgestritten."
„Wenn das so ist, kann ich Ihren Ärger verstehen."
„Ja, so ist das! Eine andere an meiner Stelle... Dabei hätt' ich ihn in 'n Knast bringen können, wenn..." Sie biß sich auf die Lippen, als hätte sie zuviel gesagt, zuviel von ihrem Leben preisgegeben. Jetzt war Schäfer hellhörig geworden, mißtrauisch. Bestätigte sich tatsächlich der Verdacht, über den er schon mit Dose gesprochen hatte? Die Benzinschiebungen, diese Geschichte war — wie die Akten nachwiesen — vor zirka zwanzig Jahren über die Bühne gegangen, als der Sprit noch bezugsscheinpflichtig war. Das war alles längst passé... Nein, da mußte noch ein zweites Vergehen, eine andere Gesetzwidrigkeit, etwas Schwerwiegenderes sein. Er sprach schnell und ohne Pause auf Frau Mekelnburg ein, um ihr die Möglichkeit zu nehmen, Ausreden zu erfinden. Doch sie ließ sich auf nichts ein und sagte, es wäre nur ein Versprecher gewesen, sie wisse nichts von einer strafbaren Handlung ihres Ex-Gatten. Aber sie konnte nicht überzeugend lügen. Vielleicht sogar war sie selbst darin verwickelt gewesen?
Er fragte ganz entschieden nach ihrem Alibi für die fraglichen vierundzwanzig Stunden. „Bei einem Bekannten", sagte sie und sprach gleich über einen gewissen Kurt Parnemann, der ein anständiger Kerl war, viel besser als Mekelnburg, viel verständnisvoller, großzügiger, ehrlicher und treuer, und sie hörte nicht

auf, von Kurt Parnemann zu erzählen — Invaliden-Rentner, Taubenzüchter, Mitglied im Kleingärtnerverein und gelegentlicher Hilfsarbeiter bei der LPG — und von ihrer Beziehung zu ihm, ihrer Freundschaft und Partnerschaft, und über sein Haus, in dem sie seit einem Jahr wohnte. Ehe Schäfer weiterfragen konnte, klopfte jemand an die Tür, die von Frau Mekelnburg sofort geöffnet wurde.
Ein untersetzter Mann stand auf der Schwelle, wedelte mit einer Zeitung und sagte höflich: „Hallo! Ich komm' wegen des Wagens." Die paar Worte genügten, um Frau Mekelnburgs Haltung von einem Moment zum anderen zu verändern. Sie wurde ungemein lebhaft und ließ zum ersten Mal Interesse erkennen — so eindeutig, daß Schäfer sich fragte, warum sie den Wagen wohl so schnell loswerden wollte. Brauchte Sie Geld?
Sie bat den Mann, der sich mit „Meier" vorstellte, doch Platz zu nehmen. Ja, selbstverständlich, die Annonce wäre in Ordnung, ihr Mann hätte sie aufgegeben. Herr Meier redete daraufhin von Autos, Motoren, von den schlechten Straßen — er fuhr einen Trabant, einen von den ersten, verbeult, mit stumpfer Farbe — und von seinem Wunsch nach einem anderen Wagen. „Wieviel soll er denn kosten?"
„Na, sechs Mille mindestens", sagte sie.
Er fragte vorsichtig, wie er denn erhalten wäre.
„Fast neu."
„Kann ich ihn sehen?"
„Sicher. Er steht in der Garage."
Schäfer schloß sich den beiden an.
Sie präsentierte den roten Wartburg, der tatsächlich fast neu war, und sie erläuterte ruhig und sachlich, als würde sie so etwas täglich tun, die Leistungsfähigkeit und den Spritverbrauch, gab Herrn Meier den Wagenschlüssel und forderte ihn zu einer Probefahrt auf, wozu der auch gleich bereit war und mit einem zufriedenen, grunzenden „Na ja, dann..." auf den Fahrersitz kroch. Er zerdrückte die halbgerauchte Zigarette im Aschenbecher, in dem noch die Kippen von Mekelnburg lagen, und fragte: „Wollen Sie nicht mit?" Sie hatte anscheinend keine Bedenken, ihn allein fahren zu lassen, sondern hatte es nur sehr eilig, zurück ins Haus zu kommen, und war verschwunden, ehe Schäfer etwas fragen konnte.
Der Kfz-Brief!
Aber vielleicht konnte ihm Frau Niederlein, die nette Nach-

barin, darüber Auskunft geben. Er ging hinüber und fand sie in der Küche beim Waffelbacken. Auch ein junges Mädchen stand am Herd, als Schäfer hereinkam; sie huschte an ihm vorbei, um die Küche zu verlassen. Offenbar wollte sie nicht stören.
„Meine Nichte“, sagte Frau Niederlein, während sie liebevoll hinter dem Mädchen her sah.
Frau Niederlein wußte auch nur, daß der Kfz-Brief schon tagelang verschwunden war. Mekelnburg hatte ihn überall gesucht, in der Wohnung, im Wagen, in der Garage, sogar im Gewächshaus und im Garten. „Hier war er auch“, sagte sie. „Na, den hab' ich vielleicht 'rausgescheucht. Der tat doch glatt so, als ob ich das Ding geklaut hätte. Dabei war er froh, daß er den Schlitten in meinem Schuppen unterstellen konnte. ‚Nur ein paar Tage, bis die Garage überholt ist... Kriegst auch was dafür...‘, ja, ja und dann...“ Der Ausdruck ihres Gesichtes war geradezu böse geworden. Sie bewegte die Lippen, schien wieder sprechen zu wollen, begann jedoch am Herd zu hantieren. Ihre Hand, die die Pfanne hob, preßte sich so um den Stiel, daß die Knöchel weiß hervortraten.
Schäfer war überrascht. So explosiv und temperamentvoll hatte er sich die trotz ihrer hageren Größe etwas behäbig wirkende Frau nicht vorgestellt. Mekelnburg schien Frau Niederlein wirklich geärgert zu haben.
Anschließend ging Schäfer zur Vulkanisier-Werkstatt, um Wischowski zu fragen, der gerade dabei war, einen Kunden zu beruhigen, der sich über eine nicht sorgfältig genug ausgeführte Reparatur erregte. Schäfer erwog schon, die Unterhaltung auf den Feierabend zu verschieben, aber da stand ihm Wischowski schon zur Verfügung und lächelte genauso freundlich, unbefangen und sympathisch wie am Morgen und machte große, erstaunte Augen, als er von dem verschwundenen Kfz-Brief hörte, die noch größer wurden, als er von der Annonce und Herrn Meier erfuhr.
„Was denn? Wagen verkaufen? Mekelnburg?“ Der junge Mann war sprachlos, einfach geplättet, wie er es ausdrückte. „Wo gibt's denn so was?“
„Hat er Ihnen nichts davon erzählt?“
„Keine Silbe. Also wirklich nicht. Ich schwör's Ihnen, ich hatte keine Ahnung...“

Am nächsten Morgen begannen die Kriminalisten die Leute aufzusuchen, die zwangsläufig bis zuletzt mit Herbert Mekelnburg zu tun gehabt hatten, wie etwa die Postfrau oder der Lichtgeldkassierer, sein Arzt, der Apotheker und die Frau in dem Blumenladen, wo er hin und wieder Orchideen verkauft hatte. Jeder machte einen ordentlichen Eindruck, konnte nur leider über Herrn Mekelnburg nichts Positives sagen. Für alle war er einfach ein alter, geiziger, unbegreiflicher Mann gewesen, dessen Lebenskreis kaum über Wohnung und Gewächshaus hinaus reichte. Dort war er groß, wuchtig und mit galligem Gesicht hin und her gegangen, in einer unvorstellbaren Einsamkeit, die er, wie's der Arzt ausdrückte, in unserer Gesellschaft „verdammt nicht nötig hatte". Aber er hatte sich selbst so isoliert, und nach einigen vergeblichen Versuchen, ihn umzustimmen, hatte man es aufgegeben. Auch wenn Dose keinem der Befragten ein Gewaltverbrechen zutrauen wollte, weckten die abfälligen Worte über den Toten doch allerhand bedrückende Gedanken.
Er ließ alle Alibis sorgfältig überprüfen, insbesondere die der Vierlings, aber immer waren es die vierundzwanzig Stunden, die lange mögliche Tatzeit, vor der sie kapitulieren mußten. Denn wer vermochte schon für einen solchen Zeitraum Alibizeugen zu benennen, die Zeit war einfach zu lang, zu unkontrollierbar.
Dann gab's endlich eine neue Information. Ein LPG-Arbeiter hatte überall herumerzählt, der Vierling hätte sich den Mekelnburg kaufen wollen, und Dose erinnerte sich wieder an Vierlings Äußerungen in der Kneipe und an das, was Monika Vierling erzählt hatte. Fazit: Der Mann hatte Herbert Mekelnburg gehaßt und neigte obendrein zu heftigen Reaktionen. — Dose entschloß sich, Vierling an seiner Arbeitsstelle aufzusuchen.
Die Büroangestellten der LPG hatten bereits Feierabend gemacht, außer dem Vorsitzenden, den er an seinem Schreibtisch, in Akten vertieft, antraf. Willi Vierling arbeitete noch auf dem Acker.
Die Felder waren teilweise noch mit Schnee bedeckt. Kein Lebewesen auf den kahlen Äckern, nicht einmal Krähen. Die Ruhe der weiten Landschaft im herabsinkenden Abend wurde nur von dem Geräusch des Traktors unterbrochen, der an einer abgedeckten Miete vor einem Anhänger mit Futterrüben stand. Dann entdeckte Dose auch die hohe Gestalt eines Mannes in

einem grauen Watteanzug und mit einer Pelzkappe. Er ruhte von der Arbeit aus und stützte sich dabei auf den Stiel einer Schaufel. Es war Willi Vierling. Er machte einen fahrigen Eindruck, sein Blick war unstet, und es hatte den Anschein, als habe er Dose erwartet. Trotzdem spielte er zunächst den Ahnungslosen. „Mekelnburg, Mekelnburg...?"
„Sie kennen ihn doch?"
„Schwach, schwach."
„Neulich in der Kneipe kannten Sie ihn aber besser."
„Quatsch. Haben Sie noch nie einen draufgemacht?"
„Doch. Aber nicht, wenn grad 'n Bekannter von mir ermordet wurde."
„Was geht mich das an?"
„Ich denke, Sie haben seinen Tod gefeiert."
„Ich kann Ihnen leider nicht folgen."
„Ich fürchte, Sie werden es müssen."
Aber Vierling wehrte unwirsch ab und begann Rüben auf den Wagen zu schaufeln. Der Hauptmann spürte jetzt den penetrant säuerlichen Geruch, der ihm schon die ganze Zeit in der Nase lag, noch intensiver. Als er Vierling ansah, erkannte er in dessen Gesicht große Resignation. Und er fragte sich, ob der Mann, der mit der Eifersucht auf den Rivalen nicht fertig geworden war, nicht einmal jetzt, der vielleicht Angst hatte, daß sich das alles noch einmal wiederholen könnte, falls ein zweiter Mekelnburg auftauchte, ob dieser Mann hoffte, daß er darüber hinwegkam, wenn er auf den Feierabend verzichtete.
Vierling entpuppte sich dann als einer, der sich verteidigen möchte und keine Worte findet, sich Ausreden zurechtlegt und sie vergißt, wenn die Fragen kommen. Er war ein Traktorist von der LPG, der in Ruhe gelassen sein wollte und dem Moral, Aufrichtigkeit und menschliche Pflicht mehr als bloße Worte waren.
Wenn Dose diesen Willi Vierling auch sympathisch fand, als Kriminalist mußte er sich an Fakten halten und verhehlte ihm nicht, daß er sich mit Redensarten wie „Den werde ich mir kaufen" einem gewissen Verdacht ausgesetzt hatte. Vierling wurde blaß. An eine solche Auslegung hatte er offenbar nicht gedacht. Jetzt bagatellisierte er nicht mehr, sondern sagte mit müder und stockender Stimme: „Es ist furchtbar, wenn man nach zehnjähriger Ehe erfahren muß, daß man betrogen worden ist..."

„Aber das müssen Sie doch mal vergessen."
„Vor ein paar Tagen kam wieder so ein Brief. Ich habe nur den Umschlag gesehen. Leer. Aber ich kenn' die Schrift."
„Hat sie Ihnen nicht gesagt, warum?"
„Braucht sie nicht. Weiß ich so."
„Aber vielleicht ist es falsch, was Sie denken."
„Soll ich mir wieder Hörner aufsetzen lassen?"
„Mekelnburg ist tot."
Der Mann schwieg, packte fester zu und schaufelte hastiger. Dose fragte: „Haben Sie was damit zu tun?"
„Hab' ich nicht, verdammt noch mal. Aber..."
„Aber was?"
„Ich wollte Klarheit haben, wissen, was los ist. Dem Kerl schien ja nichts heilig zu sein. Fragen Sie doch in der Kneipe nach, bei Weimann, warum ich da gesessen hab'. Gewartet hab' ich, auf Monika, weil sie da vorbei muß, wenn sie zu ihm will. Aber die wird ja nicht im Hellen zu ihm gegangen sein. Außerdem kann man nicht immer... Aber was tut man nicht alles... Wie mir zumute war, will ich Ihnen lieber nicht sagen..."

Im Bus, der ihn nach Felden brachte, begann Schäfer sich zu fragen, ob er nicht besser getan hätte, Hauptmann Dose mitzunehmen, denn vier Augen sehen mehr als zwei, und vier Ohren hören mehr. Diese Befragung war besonders wichtig, weil Kurt Parnemann mit Stella Mekelnburg befreundet war, sie lebten zusammen, führten einen gemeinsamen Haushalt, und es war anzunehmen, daß Frau Mekelnburg ihrem Partner mehr erzählt hatte als der Polizei.
Am Iltisfang stieg er aus und sah sich hier zum ersten Mal richtig um. Dies also war Felden, die „Ofenstadt" mit ihren zahlreichen Schloten und Häusern aus rotem Backstein, mit Gärten, Wiesen und Freiflächen dazwischen, hier und da von Baustellen unterbrochen. Die Birkenallee führte zu Parnemanns Haus, das am Ende eines Feldwegs lag. Gegen 16 Uhr ging Schäfer durch die Gartenpforte, am Haus vorbei, bis auf einen großen Hof mit angrenzendem Garten. Alles war ordentlich aufgeräumt, sauber, bunt wie ein Bilderbuch. Ehe aber Schäfer jemanden zu Gesicht bekam, hörte er Axtschläge und merkte, daß hier gearbeitet wurde.
Der Mann war ungefähr in Mekelnburgs Alter, ein bißchen verknittert, aber mit fröhlichen Augen und freundlich klingen-

der Stimme. Er schlug erst einmal die Axt in den Hauklotz, band eine blaue Sackschürze ab und holte ein Pfeifchen aus der Jackentasche. Dabei blinzelte er dem Oberleutnant verschmitzt zu, der ohne viel Umstände das Thema anpackte. Parnemann zuckte nur die Schultern. „Jeden erwischt's irgendwann mal."
„Sie scheinen seinen Tod nicht sehr zu bedauern."
„Das haben *Sie* gesagt, nicht ich."
„Also?"
„Über ihn wird bei uns nicht geredet."
„Aber ich muß darüber reden. Es könnte ja sein, daß Sie etwas wissen, was wir noch nicht wissen und was uns weiterhelfen könnte."
„Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie ich Ihnen helfen soll."
„Wie gut kannten Sie ihn?"
„Wie gut, wie gut! Na, sagen wir mal, er schickte mir keine Weihnachtsgrüße."
„Sie mochten ihn also nicht?"
„Ich hab' was gegen Leute, die statt eines Herzens eine Geldkassette in der Brust haben."
Schäfer fragte dann, ob er wüßte, wie Mekelnburg in den Besitz des vielen Geldes gekommen war.
Zum ersten Mal trat in Parnemanns Gesicht so etwas wie Ablehnung, Mißtrauen und Unbehagen. „Mit rechten Dingen ging das nicht zu, das ist mal sicher."
„Sie wissen also darüber Bescheid?"
„Erzählt wird ja 'ne Menge."
„Und was meinen Sie?"
„Ich sage immer: Kommt alles mal 'raus, es ist nur eine Frage der Zeit."
„Was nun genau — Mann, reden Sie."
„Aber das ist doch lange her."
Aber dann gab's keinen Einhalt mehr, es drängte ihn zu sprechen, sich alles von der Seele zu reden, endlich einmal aufzuräumen. Mekelnburg hatte alte Reifen vulkanisiert und als neu verkauft und die Steuergelder nicht bezahlt, wodurch dem Staat eine erhebliche Summe verlorengegangen war. Was aber wirklich noch niemand wußte: Er hatte Wagen geklaut und auseinandergenommen, wegen der Ersatzteile... „Stella hat jahrelang Alpträume gehabt. Aber anzeigen wollte sie ihn auch nicht. Das hätte nach Rache ausgesehen..."
Schäfer antwortete nicht, er wollte den Alten nicht unter-

brechen und mit keiner Frage diese ausgezeichnete Informationsquelle versiegen lassen. Und Parnemann redete und redete, ihm fielen immer mehr Unkorrektheiten Mekelnburgs ein. „Gegen so was läßt sich wohl wirklich nichts tun. Niemand, weder die PGH noch der Staat oder der ganze Sozialismus, könne ja so einen Gauner daran hindern, krumme Geschäfte zu machen — ob das nun Schiebung, Betrug oder Wirtschaftsvergehen ist, solange niemand da ist, dem es gelingt, das Gewissen eines solchen Gauners wachzurütteln... Und bei Mekelnburg ist das wohl niemand gelungen."
Und Schäfer wunderte sich über die durchdachten und gut formulierten Sätze und ahnte, wie lange sich dieser Mann damit beschäftigt haben mußte. Der Oberleutnant schnitt dann noch die Alibifrage an, und wieder war es die Zeitspanne von vierundzwanzig Stunden, die ein lückenloses Alibi unmöglich machte. Parnemann konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, daß Stella Mekelnburg während dieser ganzen Zeit zu Hause war.

Wiederum vergingen einige Tage, ohne daß sie weiterkamen. Nur Informationen über die unmittelbaren Nachbarn des Ermordeten, das junge Ehepaar vis-à-vis, die Gärtnerfamilie linker Hand und Frau Niederlein, deren Ehe kinderlos geblieben war und die nach dem Tode ihres Mannes ihre Nichte zu sich genommen hatte, nachdem die Eltern des jungen Mädchens kurz hintereinander gestorben waren.
Dann kam eines Morgens Kriminalmeister Kubisch mit der Nachricht, daß Joachim Wischowski der AWG für eine Neubauwohnung zweitausend Mark auf den Tisch geblättert hatte — eigentlich nichts Besonderes oder Verdächtiges, auch nichts Verwunderliches. Es passierte ja alle Tage, daß sich fleißige, sparsame und strebsame Bürger eine Neubauwohnung anschafften, gewisse Informationen über Wischowski aber machten es wiederum merkwürdig. Informationen, die besagten, daß der junge, intelligente Mann alles von der Natur mitbekommen hatte, was er brauchte, gutes Aussehen, helles Köpfchen, flottes Auftreten — alles, nur nicht die Gabe, sein Gehalt richtig einzuteilen. Woher kamen also plötzlich zweitausend Mark für eine AWG-Wohnung?
Hauptmann Dose beriet sich mit Schäfer, und dieser trat mit vorsichtigen Fragen an Wischowski heran. „War es eigentlich üblich, daß Sie Mekelnburgs Wagen für kleine Spritztouren

benutzten? Ich denke da an die Taxifahrten. Es gibt Leute, die sich darüber aufgeregt haben."
Der langhaarige junge Mann fand das aber weder ungehörig noch unehrlich, weil Mekelnburg ihm ausdrücklich erlaubt hatte, den Wagen zu benutzen — als Entgelt für von ihm geleistete Reparaturen. Das konnte jetzt natürlich nicht mehr nachgeprüft werden. Viel wichtiger war, daß Wischowski — und das gab er auch zu — in finanziellen Schwierigkeiten steckte trotz eines vernünftigen Einkommens. Aber da waren zu viele Ausgaben, zu viele Verpflichtungen, und gerade jetzt hatte eine Neubauwohnung gelockt, ein Glücksfall, bei dem man zupacken mußte. Schließlich würde er bald heiraten und Familienvater sein, und der angekündigte Nachwuchs sollte natürlich in einer neuen Wohnung aufwachsen. Aber leider war, wie das in seinem Leben oft vorkommt, gerade in dem Augenblick große Ebbe in seinem Portemonnaie gewesen. Aber mit einem Barkredit von der Kreissparkasse hatte er es dann gerade noch geschafft.
Kubisch, der Kriminalmeister, brachte dann die Bestätigung von Wischowskis Angaben. Doch Dose hatte immer noch ein ungutes Gefühl, das er nicht loswerden konnte, und im dauernden Kampf mit der Zeit gelang ihm ein Besuch bei der Kreditabteilung. Da zeigte es sich, wie richtig sein Riecher war, mochte es auf den ersten Blick auch noch so wenig lohnend und zeitraubend erscheinen, über einen bereits bestätigten Barkredit Informationen einzuholen. Es stellte sich nämlich heraus, daß Wischowski als Sicherheit für die zweitausend Mark, die in monatlichen Raten von hundert Mark abgezahlt werden sollten, einen Kfz-Brief hinterlegt hatte. Präzis gesagt: Herbert Mekelnburg hatte die Sicherheitsleistung unterschrieben und mit seinem Auto die Bürgschaft für die zweitausend Mark Wischowskis übernommen.
„Das ist ein ganz ausgeschlafener Junge", sagte Schäfer später zum Hauptmann. „Da er genau wußte, wie der alte Pfennigfuchser auf eine Geldanleihe reagieren würde, pumpte er sich den Kfz-Brief, und Mekelnburg konnte es nicht abschlagen, wenn er seinen billigen Wagenwart nicht verlieren wollte."
„Ja, aber dann versteh' ich nicht, warum Wischowski nicht die Wahrheit gesagt hat."
„Und Mekelnburg den Wagen verkaufen wollte. Er wußte doch ganz genau..."

„Aber haben Sie mir nicht berichtet, daß er den Kfz-Brief gesucht hatte...?"
„Richtig. Er hätte doch wissen müssen..."

Die Antwort auf diese Ungereimtheiten erhielten sie eine Stunde später in Wischowskis Wohnung, wo der junge Mann in fröhlicher Bedürfnislosigkeit hauste: eine Sammlung alter Blechbüchsen, Werbeplakate für Konzert und Theater an den Wänden und Bücher, Broschüren und Zeitschriften auf Schrank, Tisch und Stühlen.
„Hätten Sie was dagegen einzuwenden, wenn wir uns mal kurz umsehen?" fragte Schäfer höflich, nachdem sie sich eine Viertelstunde mit dem jungen Mann unterhalten hatten.
Wischowski wirkte unsicher und verärgert und wußte nicht, was er machen sollte, aber hatte auch keine Erklärung, warum er eine so wichtige Angelegenheit wie die des Kfz-Briefes verschwiegen hatte, noch dazu, wo er von Oberleutnant Schäfer ausdrücklich danach gefragt worden war. Er spielte Unbefangenheit und versuchte Ausreden und flüchtete in eine Rutsch-mir-den-Buckel-runter-Haltung.
„Dann überlegen Sie mal genau", sagte Schäfer und gab sich dabei alle Mühe, höflich zu bleiben, denn diese schnoddrige Art brachte ihn in Rage. Es kam keine Antwort, Wischowski wollte den Sinn ihrer Fragen offensichtlich nicht verstehen. Aber die Kriminalisten ließen nicht locker, weil sie witterten, daß dies zu einer Spur führen konnte. Währenddessen gingen sie hin und her, stöberten in seinen Sachen, merkten auf, als sie Blätter von einem Notizbuch fanden, die lose zwischen zwei Bogen Löschpapier lagen. Was darauf mit Kugelschreiber stand, war schlicht und einfach Mekelnburgs Unterschrift, groß und deutlich kopiert in verschiedenen Größen und Varianten. Es gab nicht einmal den Versuch, durchzustreichen, auszuradieren, unlesbar zu machen — also auch hier die dumme Angewohnheit, an Dingen, die viel Zeit und Aufwand gekostet hatten, zu hängen.
„Sieh da, sieh da", sagte Dose überrascht.
Wischowskis Schnoddrigkeit platzte wie eine Seifenblase. „Ich bitte Sie, das hat doch nichts zu bedeuten, ein Spielchen, ein Zeitvertreib, ein kleiner Spaß..."
„Versuchte Urkundenfälschung — so würde es der Staatsanwalt nennen."
„Ein ziemlich hartes Wort."

„Aber ein treffendes."
„Ich weiß gar nicht, was Sie wollen. Sie kommen hier einfach her und..."
„Nun lassen Sie mal die Unwahrheit", forderte Dose, und Schäfer fügte hinzu: „Wär' doch schade, wenn Sie aus dem Verkehr gezogen würden."
Der junge Mann zögerte verwirrt und ängstlich, fand dann aber die Selbstüberwindung, die Urkundenfälschung zuzugeben; wenngleich ihm angesichts dieser Schriftproben auch gar nichts anderes übrigblieb. Danach folgte eine lange Litanei, wie schwer es der gewöhnliche Sterbliche hätte, einen Barkredit von der Sparkasse zu erhalten, weil ja nicht jeder über eine Sicherheit verfügte. Diese Bürokraten wollten doch immer was Handfestes haben: Haus, Grundstück, Wagen oder dergleichen für die Akten. Garantie und Rückendeckung waren gefragt, nur auf ein schönes Gesicht hin gäben die einem doch nichts.
„Ich habe versucht, Mekelnburg die Sache darzuglegen, es hätte ihn keinen Pfennig gekostet, ich wollte nur für einige Zeit den Kfz-Brief und seine Unterschrift, aber seine Reaktion war einfach mies, er explodierte, und da habe ich eben..."
„Den Kfz-Brief entwendet und die Unterschrift gefälscht", sagte Schäfer.
Dann kamen die Kriminalisten auf Mekelnburgs Absicht, den Wagen zu verkaufen, auf seine Suche nach dem Kfz-Brief und darauf, daß ihm bald ein Licht aufgegangen sein mußte, und sie fingen an, zwei und zwei zusammenzuzählen, um zu sehen, ob die Summe stimmte, und fanden dann, daß sie endlich ein mögliches Motiv für den Mord gefunden hatten. Aber dagegen wehrte sich Wischowski. Nein, einen Mord lasse er sich nicht anhängen! Wegen einer solchen Lappalie würde man doch keinen Menschen umbringen, und überhaupt könnte man dann ja die ganze Belegschaft der Werkstatt verdächtigen, denn jeder wäre irgendwann einmal mit Mekelnburg aneinandergeraten... Hete Kliemann zum Beispiel hätte mit ihm geschlafen und wäre dann von einem Tag zum anderen abserviert worden. Nach allem, was sie jetzt von Wischowski hörten, waren seine Kollegen gar nicht so ahnungslos, so unbelastet, wie sie sich bisher gezeigt hatten. Alle hatten's mal mit Mekelnburg zu tun gekriegt, waren mit ihm in Konflikt geraten und hatten irgendeinen Grund zum Bösesein.

In der Vulkanisier-Werkstatt gab's dann ablehnende Gesichter und merkwürdige Stille. Die Angst, mit Mekelnburgs Tod in Verbindung gebracht zu werden, schien sie stumm zu machen. Schließlich kamen dann neue Beteuerungen, mit der Sache nichts zu tun zu haben. Aber die Kriminalisten machten nicht viel Umstände und begannen gleich bei Hete Kliemann, obgleich es nicht ganz leicht war, die Frau so geradeheraus nach ihrem Verhältnis zu Mekelnburg zu fragen. Verlegenes Räuspern, hilfloses Stottern. „Sie wissen wohl nicht, daß Ihre Frage reichlich unverschämt ist..." Sie stockte und schrieb schnell an der vor ihr liegenden Arbeit weiter und hatte offenbar Mühe, mit dem dummen Schamgefühl fertig zu werden. Endlich beruhigte sie sich und nahm, zu Doses Überraschung, den Faden selber wieder auf. „Ja, damals, da war ich naiv. Kaum hatte ich mich ein bißchen mit ihm eingelassen, steckte ich auch schon Hals über Kopf drin, und alle sagten: Die haben was zusammen. Aber Alfred, mein Mann, war nicht so, er hat von Mekelnburg zwei Mille gekriegt und mir vergeben. Schließlich war Herbert Mekelnburg 'n Typ, der immer noch was Junges brauchte..." Das wurde wie eine Entschuldigung gesagt, wie eine Bitte um Nachsicht für eine kleine Schwäche, die nicht mehr und nicht weniger als ein Ausrutscher auf dem Pfad der Tugend war. Und Alfred, der teure Gatte, war mit zwei Mille zufrieden gewesen, oder hatte er etwa daraus ein flottes Geschäftchen werden lassen, wozu Mekelnburg auf die Dauer keine Lust gehabt hatte? Das war natürlich auch ein mögliches Motiv, kein besonders gravierendes, aber immerhin... Auch bei den übrigen Kollegen stellte sich heraus, daß tatsächlich jeder von ihnen irgendein Motiv gehabt hätte.
Horst Kreuder zum Beispiel hatte von Mekelnburg erst einmal die Einzelteile eines Mopedwracks kostenlos bekommen. Eine Woche später, als er ihn damit herumfahren sah, hatte er Bezahlung gefordert und mit einer Anzeige gedroht.
Oder Hans Gaffkus, der liebenswerte Rotfuchs, der mit unschuldigen Kinderaugen zum Hauptmann sagte: „Wenn ick wat nich leiden kann, is dat Schnee von jestern." Freilich, so ganz ohne war er nicht, und für die Möglichkeit, irgendwo etwas zu stibitzen — er nannte es organisieren —, hatte er nun mal eine Schwäche... Aber sonst war er ganz korrekt. Außerdem hätte Mekelnburg die Bleche, Decken und Bretter ja sowieso auf den Müllhaufen geworfen. Trotzdem wußte er natürlich, daß es

strenggenommen doch nicht ganz korrekt war, und machte sich Sorgen, denn der Müllhaufen gehörte nun mal zu Mekelnburgs Eigentum, und deswegen hatte jener ihn auch anzeigen wollen. „Da ha' ick echt Angst jekriegt", gab er zu.
„Sie tun mir fast richtig leid", spöttelte Dose gutmütig, während Hans Gaffkus sich zu verteidigen suchte. „Ick muß sehen, wo ick bleibe. Nich so leicht durchzukommen mit fünf Krabben. Und hier is die Bezahlung ooch nich uffregend." Glücklicherweise hatte Dose Verständnis für Sünder, die oft mehr oder weniger aus Gedankenlosigkeit und Leichtsinn in Situationen dieser Art hineinschlitterten.
August Weber, ein Riese mit hochrotem Gesicht, hatte zwölf Jahre mit demselben Mekelnburg gearbeitet, der eines Tages mit Webers Tochter anbandelte, die damals gerade sechzehn war. Danach war er grundsätzlich immer sein Feind gewesen und konnte nicht an ihn denken, ohne wild zu werden.
„Verstehen Sie", sagte er offen und freimütig, „ich sage Ihnen das, damit Sie mal wissen, was das für einer war. Gerade auf dem Gebiet ließ er keine Gelegenheit aus. Fragen Sie mal die Niederlein, wie der immer die Evelyn angeguckt hat..."

Am darauffolgenden Abend saßen Dose und Schäfer im „Hubertuseck" bei Kaffee und Bier und sprachen wieder einmal über die Menge kleiner Motive, die nie und nimmer für einen Mord ausreichten.
Joachim Wischowski? Er wußte sehr gut, daß er mit der Urkundenfälschung eine fast verbrecherische Handlung begangen hatte. Er würde sich dafür verantworten müssen. Aber Mord? Es gab keinerlei Beweis gegen ihn. Und die Vierlings oder Stella Mekelnburg? Trotz massiven Verdachts — die Begriffe Angst, Eifersucht und Haß fielen immer wieder — konnte ihnen nichts Handgreifliches nachgewiesen werden. Immer stärker wurde den Kriminalisten bewußt, daß die Tatzeitspanne von vierundzwanzig Stunden das große Handikap war. Vierundzwanzig Stunden: zu lang, zu unkontrollierbar; sie waren mit ihren Ermittlungen in eine Sackgasse geraten. Als sie am nächsten Tag nochmals den Tatort besichtigten, wurde Hauptmann Dose das Gefühl nicht los, etwas unbeachtet gelassen zu haben. Auch Schäfer, der Optimist, konnte ihm nicht helfen, und fast schien es, als überfiele auch ihn Resignation.
Dose wischte sich die Stirn. Wie beim ersten Einsatz schwitzte

er, niemand hatte wohl die elektrische Heizung und die automatische Sprühanlage abgestellt. Sein Hemd klebte ihm auf der Haut. Unruhig ging er zwischen den Orchideen auf und ab — ein Glück, daß hier noch nichts verändert worden war. Im Vorbeigehen warf er einen Blick auf den leeren Kasten, in dem sich die Geräte für Temperatur und Luftfeuchtigkeit befunden hatten. „Haben wir eigentlich schon die Ergebnisse vom KI?" fragte er, so daß Schäfer erneut die Gelegenheit hatte, seinen wachsenden Pessimismus anzubringen. „Von da sollten wir auch kein Wunder erwarten. Ja, wenn das hier ein Filmapparat gewesen wäre bei Ia Lichtverhältnissen und einem Täter, der schön lange in die Linse guckt", antwortete er sarkastisch.
Noch einmal dann ein Vergewissern, daß nichts unbeachtet geblieben war, aber sie waren schon auf den Aufbruch konzentriert und glaubten nicht, daß sie noch einmal hierherkommen würden.
Sie standen an der Stelle, an der sich die Kreidestriche der Konturenzeichnung, die vor drei Tagen um die Leiche gezogen worden waren, vom dunklen Estrich abhoben.
„Wenn Mekelnburg auch ein Ekel gewesen ist", sagte Schäfer, „der Täter kann doch nicht ungeschoren davonkommen..."
Mit einem ohnmächtigen Seufzer wandten sie sich zum Gehen, und Dose sagte noch: „Was wohl nun mit den herrlichen Pflanzen hier wird?"
„Falls kein Testament vorliegt, würden sie an seine ehemalige Frau fallen — ich hab' den Eindruck, als ob sie dann bei Parnemann nicht in schlechte Hände kämen."
Vielleicht war es gerade diese versöhnliche Gewißheit, die ihnen die lähmende Mutlosigkeit der letzten Stunde nahm — auf jeden Fall kehrte wohl bei Schäfer die gute Laune zurück, als er in den Dienstwagen stieg.
Duplizität der Ereignisse oder kausale Zusammenhänge innerhalb einer guten Organisation — gleichviel, als sie ihre Dienststelle betraten, prangte auf der grün bezogenen Schreibunterlage der typisch gelbbraune Umschlag, mit dem das KI jeweils seine Analysenunterlagen an die Ämter der K versandte. Kaum daß sie sich Zeit ließen, ihre Garderobe aufzuhängen, noch im Stehen riß Dose den Umschlag auf und begann in gespannter Stimmlage laut vorzulesen. Und plötzlich schrumpften die vierundzwanzig Stunden zusammen, sie wurden zu einem übersichtlichen Zeitraum, in dem es ganz bestimmte

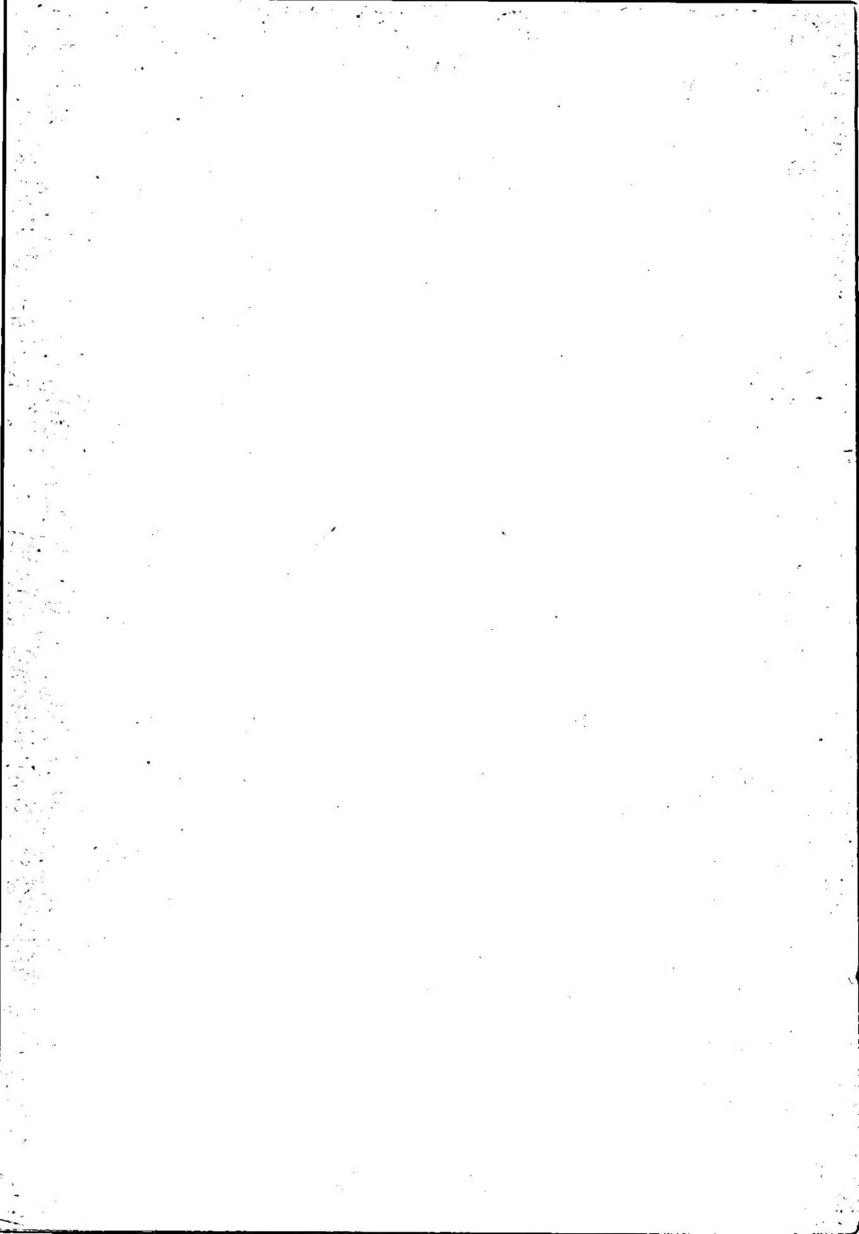
beachtenswerte Phasen gab. Als Dose merkte, daß es seinem jungen Kollegen noch schwerfiel, mit dem, was wie ein Wunder wirkte, aber beileibe gar keins war, fertig zu werden, forderte er zum Platznehmen auf und verfiel in einen fast väterlich-belehrenden Tonfall, obgleich er eigentlich voraussetzen mußte, daß er seinen Kommentar zu der ausführlichen Analyse einem jungen, gut ausgebildeten Mitarbeiter vorsetzte, für den die physikalischen Zusammenhänge von Temperatur und relativer Luftfeuchtigkeit kein Problem waren.

„Wir können also davon ausgehen, daß in dem Augenblick der Abkühlung sofort ein Teil der Luftfeuchte kondensiert, die Luft also ein Teil ihres Wassergehaltes abgibt. In einem Gewächshaus wie dem von Mekelnburg, an dem ja keine Wärmeschleuse ist, wird also an einem Tag, an dem der Temperaturunterschied zwischen Außenluft und Innentemperatur über dreißig Grad beträgt, am Hygrometer ein Abfall der Luftfeuchtigkeit zu verzeichnen sein, der dann erst wieder langsam auf die alte Höhe aufgebaut wird. Auch am Thermometer wurden vom KI die Temperaturschwankungen festgestellt, aber bei weitem nicht so augenfällig wie beim Feuchtigkeitsmesser. Kurz: Wir haben genau drei Hinweise, daß innerhalb dieser fraglichen vierundzwanzig Stunden irgend jemand das Gewächshaus betreten hat. Um acht Uhr, das wissen wir von der Nachbarin, ging Mekelnburg selbst hinein, um zehn Uhr des folgenden Tages war's die Postbotin, die dann ja auch das Opfer fand. Übrig bleibt also für uns der Zeitpunkt, der bei der Dreizehnuhrmarke des Schreibers ein Öffnen des Gewächshauses anzeigt. Nur das kann der fragliche Tötungstermin sein, wenn wir ausschließen — und das können wir wohl guten Gewissens —, daß Mörder und Opfer von Anfang an zusammen im Haus waren. Aber selbst dann wäre der Dreizehnuhrtermin der Zeitpunkt, an dem der Täter den Tatort verlassen hat. Eine erhebliche Hilfe also, die uns die Wissenschaftler des KI in die Hand gegeben haben. Und fast ist es eine Kuriosität, daß der doch sonst so geizige Mekelnburg sich so teure Apparaturen zugelegt hat, mit denen einmal sein Mörder entlarvt wird... Aber das hat man ja oft, daß auch dem größten Geizkragen für das Hobby nichts zu teuer ist!"

Eine Viertelstunde später waren sie schon in der Werkstatt und fanden zu ihrer Überraschung ein Kollektiv, das gerade für die fragliche Zeit ein massives Alibi hatte.

Sie müssen das so verstehen, Genosse Hauptmann", sagte ner, „während der Arbeitszeit krost einer hier und der andere ort 'rum, man ist manchmal so vertieft in seinen eigenen Kram, aß man wirklich bei Feierabend nicht sagen könnte, was die ndern den ganzen Tag über gemacht haben. Anders ist es in er einstündigen Mittagspause, die wir vom ersten Tag an hier anz stur eingehalten haben. Täglich von halb eins bis halb wei sitzen wir hier im Aufenthaltsraum beieinander und aben uns in dieser Zeit immer im Auge, sogar wenn mal einer ustreten geht — schauen Sie, das ist hier direkt nebenan. Jeden, er kommt oder geht, sehen während der Zeit alle, weil er an en Fenstern vom Aufenthaltsraum vorbei muß." Sie nickten estätigend und beschworen die Tatsache, daß sie auch am raglichen Tag ohne Ausnahme beieinander gewesen waren.
So also kam es, daß die beiden Kriminalisten nach einer nappen Viertelstunde schon wieder an der frischen Luft tanden und sich entschlossen, den begonnenen Weg der enauen Alibisuche aller in den Fall verwickelten Personen ofort in der Nachbarschaft bei Frau Niederlein fortzusetzen.
Sie klingelten an dem gepflegten Gartentor. Knapp zwei Minuten später öffnete die Nichte, die irgendwie scheu und erklemmt wirkte, und führte sie in die Küche, wo Frau Niederlein Kartoffeln schälte. Das Mädchen huschte, wie bei er ersten Begegnung mit Schäfer, schnell davon. Frau Niederein fragte: „Gibt's was Neues?" und betätigte dabei mit ewundernswerter Präzision ihr kleines, blitzendes Schälmeser.
Dose nickte. „Ja, Frau Niederlein, es gibt was ganz Neues, was anz Wichtiges. Ohne daß wir's ahnten, hat's einen wichtigen Zeugen gegeben, der uns den genauen Zeitpunkt der Tat eliefert hat. Zum Beispiel wissen wir jetzt schon ganz genau, aß niemand aus der Werkstatt dafür in Frage kommt, und wir vissen..." Sein Blick fiel auf den Aschenbecher, in dem eine Schachtel „Casino" lag, und ganz plötzlich kam ihm ein Gedanke. „Sagen Sie mal, der Tabak! Wie war das mit dem Tabak?"
„Tabak?" wiederholte sie, offenbar irritiert, daß er noch einmal lavon anfing.
„Haben Sie Mekelnburg den Tabak gegeben?"
„Ja, ich weiß nicht... Ich... Ich weiß nicht mehr..." Sie sah unverwandt auf ihr emsig arbeitendes Schälmesser, das dann

aber plötzlich mitten in der Bewegung zur Ruhe kam, als Dose fragte: „Wann haben Sie ihm den Tabak rübergebracht?"
Schäfer, immer noch fasziniert von dem mit so viel Akkuratesse und Schnelligkeit arbeitenden Messerchen, sah erst dann, daß ja nicht nur das Messer, sondern die ganze Hand der Frau Niederlein stark zitterte, und erst dann sah er in das Gesicht, das alle Farbe verloren hatte und totenbleich wurde, als Dose hinzufügte: „Oder hat ihn jemand anders rübergebracht, vielleicht" — in dem Augenblick zwang er durch ein Heben der Stimme Frau Niederlein, ratlos aufzublicken — „vielleicht Ihre Nichte?"
Als sie stumm blieb, drängte Schäfer: „Was war denn?"
Schweigen.
„Haben Sie doch Vertrauen", forderte Dose.
Sie starrte die Kriminalisten an; ihre Lippen zuckten. „Ich hab's nicht gewußt. Erst als der Tabak weg war, hab' ich... Evelyn hat sich nichts dabei gedacht. Aber ich... Ich bin ihr nach. — O Gott, hätte er das bloß nicht getan... Dieses Schwein, dieser..."
„Ja, Frau Niederlein...?"
„Er wollte — er wollte... Er hat ihr den Mund zugehalten. Sie hätte doch geschrien, aber er hat ihr... Und dann hat er noch gelacht. ‚Hab dich bloß nicht so', hat er gesagt. ‚Ist doch nicht das erstemal! Die wartet doch bloß drauf!' Ich wußte nicht mehr, was ich tat. Ich — ich..." Sie ließ das Messer fallen und schlug die Hände vors Gesicht. Ein heftiges Schluchzen erschütterte sie. „Ich hab' doch nur sie..." Ihre Stimme erstickte. „Evelyn..."
Die beiden Kriminalisten taten das, was sie tun mußten, sie nahmen Frau Niederlein mit. Aber sie spürten nichts von der Befriedigung eines Jägers, von der immer wieder geredet wird, wenn's um die Polizei und ihre Erfolge geht.
„Mir ist verdammt kodderig zumute", sagte Schäfer leise.



0,25

31235